

Phasen 1-4 der psychosozialen Entwicklung (Kindheit)



1. Phase: Urvertrauen vs. (Ur-)Misstrauen (ca. 0-1,5 Jahre)

Das Verhältnis zwischen dem Kind und seiner Umwelt ist in der ersten Etappe seines Lebens von nahezu totaler Abhängigkeit charakterisiert. Der Säugling kann sich nicht gezielt und koordiniert bewegen und ist auf Nahrungsversorgung angewiesen, weil er allein nicht überlebensfähig ist.

- 5 Damit im Zusammenhang steht die zentrale Bedeutung des Mundes in dieser Phase: Zu Beginn seines Lebens konzentriert sich die Erlebnis- und Wahrnehmungsfähigkeit des Säuglings tatsächlich auf den Mund und die Mundzone. In der Psychoanalyse spricht man daher von der „**oralen**“ Phase.

- 10 Das Kind nimmt über den Mund „Kontakt“ mit der Außenwelt auf: es saugt, schluckt, nimmt auf, verleibt sich Milch, aber auch Sinneseindrücke usw. ein. [...] Das gegenseitige „Geben und Gegeben-Bekommen“ zwischen der Mutter und dem Kind führt zu einem sehr engen Verhältnis. [...] Als psychische Grundstimmung erwirbt das Kind in diesem Austauschprozess ein grundlegendes Vertrauen darauf, dass es mit Nahrung versorgt und für seine Bedürfnisse Sorge getragen wird. Dies nennt Erikson „**Urvertrauen**“ (basic trust).

- 15 Schon der Begriff „Urvertrauen“ weist darauf hin, dass diese Errungenschaft der oralen Phase als Basis für die weitere Entwicklung der Persönlichkeit konstitutiv bleibt. Das Kind entwickelt durch das ständige Bekommen und Nehmen ein Urvertrauen in die Welt, ein Gefühl, dass es sich darauf verlassen kann, versorgt und geliebt zu werden [...].

- Allerdings darf das nicht so verstanden werden, als sei es das Ziel und Ergebnis dieser Phase, 20 ein grenzenloses und ungetrübtes Weltvertrauen aufzubauen. Dies ist schon deshalb nicht möglich, weil das Verhältnis zwischen Mutter und Kind nicht durch ständige Harmonie gekennzeichnet ist. Das Kind bekommt die ersten Zähne und lernt, immer besser zu greifen. Diese Entwicklung neuer Fähigkeiten trifft auf die erste Wegwendung der Mutter. Dies geschieht vor allem im krisenhaften und für das Kind schwierigen Prozess des Abstillens und Entwöhnens.

Aus: Bilstein, J. (1982): Entwicklung - Erziehung - Sozialisation. Erschienen in der Reihe: Menck, P., Pieschl, W., u.a. (Hrsg.): Projekte für Erziehungswissenschaft in der Studienstufe. Stuttgart: Ernst Klett Verlag, S. 37-54 (gekürzt, in der Rechtschreibung **angepasst**).

- 25 In dieser Phase sind Enttäuschungen für ein Kind unvermeidbar: Es schreit, ohne dass sofort mit liebender Zuwendung reagiert wird; damit wird sein „Ur-vertrauen“ erschüttert. Dies ist grundsätzlich entwicklungsfördernd, da im Kind eine „innere Unruhe“ entsteht, was wiederum die positive Folge haben kann, dass es eigene Aktivitäten entwickelt.

- In der ersten Phase müssen Kinder eine **Balance zwischen Urvertrauen und Urmisstrauen** herstellen. Die Gefahr besteht, dass nur eines von beiden ausgebildet wird. Ohne Urvertrauen wird 30 ein Kind aber später kaum zuversichtlich anderen Menschen begegnen können. Aber auch ohne die Erfahrung von Urmisstrauen ist das Kind in seiner Entwicklung gefährdet. Denn die Bewältigung von Urmisstrauen bereitet darauf vor, Zurückweisungen oder auch Niederlagen hinnehmen zu können.

- 35 Somit handeln nach Erikson nicht nur jene Eltern falsch, die ihre Kinder grob vernachlässigen, sondern auch solche, die diese nur verwöhnen und liebkosen. In beiden Fällen werde eine gesunde kindliche Entwicklung gefährdet.

- Denn ein Kind, das nicht genügend umsorgt wird, bildet kaum Urvertrauen aus und bleibt von Urmisstrauen geprägt. Es ist ständig innerlich unruhig, was sich z.B. darin äußern kann, dass es 40 nicht konzentriert an einer Aufgabe arbeiten kann. Tiefenpsychologisch betrachtet bleibt es auf der Suche nach Urvertrauen und wird später möglicherweise seine innere Unruhe mit einem Übermaß an Aktivitäten kompensieren oder aber aufgrund seiner Unausgeglichenheit alle Aktivitäten nach kurzer Zeit wieder abbrechen. Umgekehrt ist ein Kind, das in den ersten Lebensjahren kaum die Erfahrung von Urmisstrauen gemacht hat, später unter Umständen nicht bereit, sich anzustrengen.

Extremes Verhalten der Bezugspersonen hat extreme Folgen: Hyperaktivität kann sowohl die Folge extremer Vernachlässigung als auch übertriebener Zuwendung im Kleinkindalter sein. Ebenso kann die Unfähigkeit, kleinste Frustrationen aushalten zu können, Folge der beiden Formen von Fehlverhalten der Bezugspersonen in der ersten Lebensphase sein.

- 50 Säuglinge und Kleinkinder brauchen „stabile“, liebevolle Bezugspersonen, die sich kontinuierlich um sie bemühen. Das sind meist die Eltern, besonders die Mutter, oder auch andere Personen, die den Kindern verlässlich und dauerhaft nahe sein sollten. Diese müssen aber nicht in jedem Moment für ein Kleinkind da sein: Kürzere Phasen, in denen es z. B. durch Schreien auf sich aufmerksam machen will und nicht sofort eine Reaktion erreicht, fördern sogar die Entwicklung.
- 55 Teilweise ergibt sich die Balance von Urvertrauen und Urmisstrauen auch durch unvermeidbare Erfahrungen: Werden stillende Mütter von ihrem Kind, das gerade seine ersten Zähne bekommt, gebissen, reagieren sie spontan mit Zurückweisung, was im Sinne Eriksons entwicklungsfördernd sein kann.

- Aus pädagogischer Sicht ist wichtig, bereits die eigenen, individuellen Ausdrucksformen des
- 60 Säuglings anzuerkennen, offen auf sie zu reagieren und auch auf diese Weise das kindliche Urvertrauen zu stärken. Umgekehrt können kurze Phasen des Erlebens von „Mistrauen“ ein Kleinkind zu Eigenaktivitäten bewegen. Solche Prozesse führen zunehmend zur Wahrnehmung des Selbst und bereiten ein Selbstbewusstsein vor. Zugleich werden Kinder darauf vorbereitet, ertragen zu können, dass nicht sofort alle Erwartungen und Bedürfnisse befriedigt werden.

M. Frohmann, S. Kleinwegener, C. Storck: Abitur-Training Erziehungswissenschaft 1. Gymnasium, Gesamtschule NRW, Entwicklung, Erziehung, Sozialisation und Identität. 1. Aufl. 2018, Stark Verlag, S. 29f.



2. Phase: Autonomie vs. Scham und Zweifel (ca. 1,5-3 Jahre)

Im Verlauf seines zweiten Lebensjahres kann das Kind allmählich immer freier, immer mehr nach seinem eigenen Willen über sein Muskelsystem verfügen. Das Kind bildet nun die Fähigkeit aus, eine große Zahl von Handlungsformen zu koordinieren, die alle durch die Tendenzen „festhalten“ und „loslassen“ charakterisiert sind. Eine besonders wichtige Rolle spielen dabei die Muskeln zur Kontrolle von Darm und Blase. Das Kind ist nun zu willentlicher Entleerung oder Zurückhaltung fähig und kann die damit verbundenen angenehmen Gefühle (Lust) selbst herbeiführen bzw. hinauszögern. Es konzentriert seine an Lustgewinn orientierte Aufmerksamkeit daher auf diese Körperzone bzw. auf die ausgeschiedenen Körperprodukte: Es spielt mit seinem Kot bzw. ersatzweise mit Brei, Matsch usw. Die Psychoanalyse spricht daher von der **analen Phase**. „Festhalten“ und „Loslassen“ sind die entscheidenden psychosozialen Modalitäten dieser Phase.

Zugleich entwickelt sich beim Kind ein erstes Selbstbewusstsein und eine erste Form von eigenem Willen: Es kann und will sich nun immer mehr selbständig, autonom und selbstgesteuert bewegen, sich selbst kontrollieren und beherrschen. Dementsprechend fällt es ihm immer schwerer, mit seinen Aktivitäten innerhalb eines zugewiesenen Raumes zu verbleiben. Es beginnt, seine Umwelt auf eigene Faust – autonom – zu erkunden. Aber auch hier entsteht eine spezifische Krise. In dieser Altersphase setzt in unserer Kultur die **Sauberkeitserziehung** ein. Mit ihr werden die ersten neu erworbenen Autonomieformen des Kindes, seine Fähigkeit, nun freier über den eigenen Körper und seine Ausscheidungen zu verfügen, gleich konfrontiert mit Forderungen und Einschränkungen, Vorschriften und Ordnungsregeln von Seiten der umgebenden Kultur. Kaum beginnt das Kind, die Möglichkeit und Fähigkeit zum autonomen Handeln zu erwerben, muss es auch gleich um diese **Autonomie** kämpfen. Es soll und darf seine neu entstehende Bewegungsfähigkeit und seine Selbstbeherrschung nur in dem Rahmen ausüben, den ihm seine Eltern lassen.

Hinzu kommt, dass das Kind erfahren muss, dass es doch vieles noch nicht richtig kann: es fällt immer noch hin, es beschmutzt sich doch noch immer wieder. Dies führt zum Erleben von **Scham und Zweifel** an der eigenen Fähigkeit zur Autonomie.

Aus: Bilstein, J. (1982): Entwicklung - Erziehung - Sozialisation. Erschienen in der Reihe: Menck, P., Pieschl, W., u.a. (Hrsg.): Projekte für Erziehungswissenschaft in der Studienstufe. Stuttgart: Ernst Klett Verlag, S. 37-54 (gekürzt, in der Rechtschreibung angepasst).

Zugleich [...] wird das Kind nicht nur an einem bestimmten Tun gehindert, sondern dieses wird ihm gegenüber als „schlecht“ bezeichnet. Hat das Kind den Drang, etwas zu tun, das erwachsene Bezugspersonen als schlecht gekennzeichnet haben, spürt es den inneren Konflikt, dass es etwas tun möchte, das es nicht tun soll: **Scham** entsteht. Dies findet immer dann statt, wenn Menschen glauben, dass sie aufgrund ihres Tuns oder ihrer Eigenschaften von Mitmenschen als minderwertig wahrgenommen werden.

Nach Erikson ist die daraus entstehende Krise sinnvoll, weil das Kind erkennt, dass es seinen Willen nicht immer durchsetzen kann. Es lernt, dass bestimmte Regeln und Verbote gelten. Indem das Kind internalisiert, dass manches Tun schlecht ist, verinnerlicht es eine Trieb- und Bedürfniskontrolle.

Es geht also keineswegs nur um Unterwerfung. Kinder streben nach wie vor an, ihren Willen durchzusetzen und ihre Triebe und Bedürfnisse zu befriedigen. Schrittweise lernen sie, sich in Gemeinschaften einzufügen und dennoch eigenen Wünschen – jetzt aber im Rahmen von Vorgaben – nachzugehen. Nur so ist das Zusammenleben von Menschen in Gemeinschaften möglich. Die Ausbildung von Scham und Zweifel im Bewusstsein der Menschen ist also nötig, damit diese nicht willkürlich handeln, ohne auf soziale Ordnungen oder andere Menschen und deren Gefühle zu achten. Beides darf aber das Bewusstsein nicht so dominieren, dass man sich nicht traut, eigene Wünsche und Interessen zu realisieren.

Erzieherisch ist es erstrebenswert, Kinder nicht einseitig rigide zu kritisieren oder zu bestrafen und ihnen das Gefühl zu vermitteln, sie seien „schlecht“, weil sie bestimmte Dinge tun. Umgekehrt ist aber erzieherische Konsequenz notwendig, sonst wissen Kinder nicht, was sie als falsch oder

schlecht ansehen sollen. Zugleich ist es wichtig, dass Eltern ihre Kinder dazu ermuntern, eigene Wünsche zu befriedigen.

- 115 Extreme Erziehung ist zweifellos problematisch: Das gilt sowohl für ein streng-rigides als auch für ein zu nachgiebiges elterliches Verhalten. Kinder, die sich immer nur Ge- und Verboten unterwerfen müssen, laufen große Gefahr, zwanghaft gehorsamsorientiert zu bleiben. Umgekehrt ist es ebenfalls möglich, dass Menschen, die mit ständigen Verboten konfrontiert waren, irgendwann alle Ge- und Verbote ablehnen. Möglicherweise tun die Kinder sich im späteren Leben schwer damit, Autoritäten anzuerkennen.

M. Frohmann, S. Kleinwegener, C. Storck: Abitur-Training Erziehungswissenschaft 1. Gymnasium, Gesamtschule NRW. Entwicklung, Erziehung, Sozialisation und Identität. 1. Aufl. 2018, Stark Verlag, S. 31f.



3. Phase: Initiative vs. Schuldgefühl (3-6 Jahre)

In Anlehnung an die **phallische Phase** (bei Freud) siedelt auch Erikson in diesem Alter die Gewissensbildung an, ebenfalls verknüpft mit der Überwindung des **Ödipuskonflikts**. Mit den hierbei erlebten Gefühlen von Konkurrenz und Neid gegenüber dem gleichgeschlechtlichen Elternteil entstehen **Schuldgefühle**. Teil des inneren Konflikts ist zugleich die Erkenntnis, dass dieser Elternteil mächtiger ist als das Kind selbst. Das Kind bewältigt diesen, indem es den Neid in Bewunderung verwandelt und im gleichgeschlechtlichen Elternteil ein Vorbild sieht. Hieraus resultiert eine Identifikation mit der eigenen Geschlechterrolle. Erweiternd bezieht Erikson andere Kinder bzw. Geschwisterkinder in diesen Konflikt mit ein, denn auch in diesen Beziehungen werden Rivalitäten ausgelebt.

Das Kind antizipiert erstmals Folgen seines Handelns und kann dessen Auswirkungen – im Rahmen der kindlichen Urteilsfähigkeit – abschätzen. Es kann für sein Handeln verantwortlich gemacht werden.

„**Initiative**“ definiert Erikson als Drang, etwas zu tun, sich einer Aufgabe zu widmen und Herausforderungen anzunehmen. In Abhängigkeit von dem Vorbild, das die Eltern geben, lernt ein Kind, in bestimmten Bereichen Initiative zu zeigen und sie in anderen zu unterlassen, weil es damit Schuldgefühle verbindet. Es lernt jedoch zunehmend auch, Schuldgefühle auszuhalten und konstruktiv zu bewältigen. Dies ist eine Grundlage für die Ausbildung des Gewissens.

Das elterliche Verhalten in dieser Entwicklungsphase beeinflusst das Verhalten des Kindes nachhaltig: Es muss zu Initiativen ermutigt werden, Interesse erfahren, aber auch lernen, mit Zurückweisungen umzugehen. Empfindet ein Kind in Bezug auf seine Wünsche und Handlungen zu viele Schuldgefühle, wird es Initiativen unterlassen. Folge kann die übertriebene Hemmung einer Person sein, Dinge anzugehen. Auf der anderen Seite bewirkt zu viel Initiative bei geringer Ausprägung von Schuldgefühlen Rücksichtslosigkeit.

Eltern und Erzieher in frühpädagogischen Einrichtungen sollten dem Kind eine verantwortliche Teilnahme am Geschehen ermöglichen, es in seinen Zielen und Handlungen bestärken sowie das Ausleben der Initiative durch eine anregungsreiche und sichere Umwelt ermöglichen. Bemühungen des Kindes sollten bestärkt und kleine Erfolge deutlich gemacht werden. Fehlschläge und „Versagen“ sind unvermeidlich und müssen durch Ermutigung ausgeglichen werden. Gleichzeitig sollten klare Regeln formuliert werden, in deren Rahmen sich das Kind ausleben kann, sowie die Anwendung sachlich begründeter und angemessener Konsequenzen bei deren Überschreitung.

N. Czerwinski, E. Heidemann, D. Nagler et al. (Hrsg.): Fit fürs Abi. Oberstufenwissen Erziehungswissenschaft. Braunschweig 2020, S. 34.



4. Phase: Werksinn vs. Minderwertigkeitsgefühl (6-12 Jahre)

Freud hat die vierte Phase der kindlichen Entwicklung **Latenzzeit** genannt. Er sah keine Möglichkeit, kindliches Handeln Triebimpulsen zuzuschreiben, und bezeichnete diese Zeit als sexuelle Ruhephase. Folglich hatte diese Lebensphase für Freuds weitere Überlegungen eher weniger Bedeutung.

Dagegen spricht Erikson dieser Phase große Relevanz zu. Ihm zufolge erweitern Kinder jetzt ihre Bereitschaft, initiativ zu werden. Es geht aber nicht länger „nur“ um die Freude an Aktivitäten oder darum, den Eltern zu gefallen, sondern das Kind will in einem größeren Umfeld etwas leisten, d. h. etwas Wichtiges und Nützliches tun. Es bemüht sich um Anerkennung. Erikson nennt dieses kindliche Bestreben „**Werksinn**“.

Insofern ist es zweifellos sinnvoll, dass sie ab dem sechsten Lebensjahr die **Schule** besuchen, wo ihnen Leistungen abverlangt werden. Zudem bekommen sie Rückmeldungen zu ihrer Leistung. Zwangsläufig wird nun sichtbar, wenn jemand gesetzten Anforderungen nicht oder im Vergleich zu anderen „schlechter“ gerecht wird. Das Gefühl, Ansprüchen nicht genügen zu können, nennt Erikson **Minderwertigkeitsgefühl**.

Dieses Minderwertigkeitsgefühl ist nach Erikson prinzipiell entwicklungsfördernd. Denn das Gefühl, etwas nicht zu können, kann auch dazu motivieren, sich anzustrengen und einen besonderen Ehrgeiz auszubilden.

Insofern sind Erfahrungen, die Kindern die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit bewusst machen, nicht zwingend nachteilig. Häufen sich solche negativen Erfahrungen, kann das Selbstwertgefühl leiden und das Kind verliert das Vertrauen in seine Fähigkeiten, es erlebt sich als weniger selbstwirksam. Aus Furcht vor Kritik und Ablehnung wollen Kinder möglicherweise viele Aufgaben nicht einmal mehr angehen. Werden sie dagegen nur gelobt, lernen sie nicht, die eigenen Leistungen realistisch einzuschätzen.

In dieser Lebensphase werden Gleichaltrige wichtig. Denn ein Kind kann seine Leistungen besser mit denen Gleichaltriger vergleichen. Erwachsenen muss es sich immer unterlegen fühlen. Insofern gewinnen nicht nur Leistungsvergleiche in der Schule, sondern auch Regelspiele an Bedeutung, an deren Ende Gewinner und Verlierer stehen.

Aus pädagogischer Sicht ist es bedeutsam, wenn Kinder eine zunehmend realistische Selbsteinschätzung leisten können. Das beinhaltet auch, einzusehen und auszuhalten, dass möglicherweise andere Kinder in bestimmten Fähigkeiten ihnen überlegen sind. Umgekehrt bleibt wichtig, dass Kinder zugleich ihre besonderen eigenen Fähigkeiten entdecken. Nicht zu unterschätzen ist die Erfahrung für Kinder, dass sie sich, um bestimmte Ziele zu erreichen, anstrengen und dafür phasenweise andere Wünsche unterdrücken müssen. Auf diese Weise bildet sich eine grundlegende Leistungsbereitschaft sowie -fähigkeit aus.

Insgesamt ist in dieser Phase ein ausgewogenes Verhältnis von Lob und Kritik von Bedeutung. Kritik ist notwendig, sie sollte jedoch konstruktiv sein und sich nicht auf die Person, sondern auf das Verhalten des Kindes beziehen. Kinder finden so heraus, was sie gut können (und was nicht). Daraus ziehen sie die Kraft, auch negative Erlebnisse zu verarbeiten und sich auch nach Rückschlägen weiterhin als selbstwirksam zu erfahren. Leistungen des Kindes sollten grundsätzlich anerkannt werden, selbst wenn sie gegebenenfalls unterhalb der elterlichen Erwartungen liegen.

Zusammengefügt aus: M. Frohmann, S. Kleinwegener, C. Storck: Abitur-Training Erziehungswissenschaft 1. Gymnasium, Gesamtschule NRW. Entwicklung, Erziehung, Sozialisation und Identität. 1. Aufl. 2018, Stark Verlag, S. 35 und N. Czerwinski, E. Heidemann, D. Nagler et al. (Hrsg.): Abi. Oberstufenwissen Erziehungswissenschaft. Braunschweig 2020, S. 35f.